

Freiheit aus Entschiedenheit

Chancen des Christseins in einer pluralistischen Welt

Thomas Gertler, Erfurt

Der folgende Text ist aus der Arbeit mit Oberschülern und Studenten im Osten Deutschlands erwachsen und ist mehrfach, auch vor Ordensleuten, vorgetragen worden. Er sollte dazu helfen, die neu gewonnene Freiheit tiefer zu verstehen und besser damit umzugehen. Die Einfachheit der Gedankenführung und die manchem vielleicht zu starke Didaktik ist darauf zurückzuführen. In dieser Zeitschrift kann der Text dazu dienen, die Situation im Osten besser zu verstehen, und, was mich freuen würde, womöglich auch manchem „Wessi“ etwas sagen, zumindest darüber, in welcher Geistesverfassung wir nun im Westen ankommen. Auf Anmerkungen wurde verzichtet. Der Leser wird merken, daß ich außer den im Text genannten Autoren vieles H. U. von Balthasar, H. Krings, W. Kasper und M. Kehl verdanke.

1. Das Erbe der bisherigen Unfreiheit

Wir im Osten sind geprägt durch die Unfreiheit unseres bisherigen Systems, in dem die katholische Kirche einerseits freier als die umgebende „sozialistische“ Gesellschaft war, in dem sie andererseits selbst tief beeinflusst war (wenn auch oft nur in Abwehr und als Gegenbild) von der Unfreiheit ringsum. Diese immer noch vorhandene innere Unfreiheit äußert sich in einem Mangel an Phantasie, an Eigeninitiative, an Kreativität, in einer Überanpassung und Zurückhaltung, in einem Mangel an Fähigkeit zu Gespräch, Streit, aktiver Auseinandersetzung. Ein wichtiger Vorzug, den die Unfreiheit hervorgebracht hat, ist die Fähigkeit zur Freundschaft. Den Freunden gegenüber herrscht ein tiefes Vertrauen und manchmal eine grenzenlose Offenheit.

Wir haben seit langen Jahren vor allem durch das Fernsehen nach dem Westen „geschaut“ und sind auch von ihm geprägt, aber eben weitgehend nur als „Zuschauer“. Von daher gibt es ein Unterlegenheitsgefühl, eine überstarke Erwartungshaltung, die jetzt in Enttäuschung und bei manchen in Wut umgeschlagen ist.

Der Zusammenbruch des „Sozialismus“ brachte auch den Einsturz einer Fassade von bisherigen „sozialistischen“ Werten mit sich, die es als

innerlich gelebte und geteilte schon lange nicht mehr gab. Es wird hinter den zerbrochenen Plakatwänden und Losungstafeln des Sozialismus ein Wertevakuum offenbar, das tief erschrecken muß. Wie wird eine Wüste neu zum Garten? Wenn einmal geistige Verwüstung und Verödung eingesetzt haben, wie können geistiges Interesse und Sensibilität wiedergewonnen werden? Der Radikalismus vieler Jugendlicher ist Folge kultureller Verwahrlosung, wirtschaftlicher Aussichtslosigkeit und politischer Unbildung, erwächst aus den zu einfachen und bloß emotionalen Antworten.

Dieser „Versteppung“ entgegenzuwirken und zugleich auf das Neue, auf die gewonnene Freiheit vorzubereiten, sind folgende Beobachtungen und Überlegungen gewidmet.

2. Zwischen liberaler Beliebigkeit und Fundamentalismus

Die Freiheit ist neben der Marktwirtschaft der prägende, allgemein anerkannte und getragene Wert unseres neugewonnenen und von uns gewählten gesellschaftlichen Systems. Freiheit wird aber sehr verschieden vorgestellt und gelebt. Und sie wird auch als die große Gefahr der Neuzeit empfunden. Wie sieht das in unserer Medienkultur überall direkt oder indirekt vermittelte Freiheitsverständnis aus? Das durchschnittliche Freiheitsverständnis versteht Freiheit als Ungebundenheit, als die Möglichkeit zu tun, was ich will, als „Willkürfreiheit“. Es ist die Freiheit der Zigarettenreklame und der Cowboyfilme, auch vieler Liebesfilme. Hier wird die Entscheidungsfreiheit gefeiert: sich immer wieder von Bindungen zu befreien und Neues, Gewagtes zu beginnen. Es wird die Freiheit gepriesen, die alles auf eine Karte setzt, Mut hat, etwas zu unternehmen, die „Unternehmerfreiheit“. Dieses Freiheitsverständnis sieht vieles richtig und hat eine verständliche Faszination und Anziehungskraft. In vieler Hinsicht ist es eben das, was wir gern wären, wozu wir aber eben den Mut und die Entschlußkraft nicht haben. Was in diesem Freiheitsverständnis übersehen oder geleugnet wird, ist die Endlichkeit menschlicher Freiheit.

Die Beschleunigung unseres Lebens ist eine Konsequenz aus dem Nicht-wahr-haben-wollen der Endlichkeit. Ich muß schneller machen, um meine Möglichkeiten auszuschöpfen. Und ich muß vieles zugleich machen. Oder wenn das nicht möglich ist, dann muß ich vieles nacheinander machen. Möglichst vieles ausprobieren.

Die Kurzzeitigkeit und die Kurzfristigkeit ist darum eine andere Konsequenz: nichts zu verpassen, bei allem dabei zu sein, alle wichtigen Leute zu kennen. Aber ich kann nicht für alle Menschen gleichermaßen offen und da sein. Ich kann nicht zu jeder Aufgabe ja sagen.

Ich kann mir andererseits nicht unbegrenzt alle Optionen offen halten. Viele wollen sich nicht festlegen. Wollen sich nicht entscheiden, weil das Abschied, Scheidung von anderen Möglichkeiten bedeutet. Wenn ich aber nie zu einem konkreten Angebot ja sage, führt das zu dem „schwebenden“ Lebensgefühl vieler junger Leute: ich habe an keinem Menschen, keiner Aufgabe, keiner Gemeinschaft wirklich Anteil. Nirgends bin ich ganz da und engagiert. Nirgendwo bin ich daheim. Daß wir nicht alles können, ist auch eine frohe Botschaft, ist auch ein Evangelium. Wenn wir die Endlichkeit unserer Freiheit akzeptieren, kann uns das freier machen gegenüber dieser ständigen Beschleunigung und Schnelligkeit. Wir mußten im Osten mit sehr vielen Grenzen leben und waren auch gezwungen, sie anzunehmen. Das hat unser Leben viel ruhiger gemacht, so fragwürdig diese Ruhe, die sehr oft in Langeweile umschlug, auch war. Jedenfalls ist für viele von uns das Leben im Schnellgang, nachdem wir lange nur gebremst gelebt haben, eine Überforderung. Das ist nur eine sehr zurückhaltende Kritik am heutigen durchschnittlichen Freiheitsverständnis. Es gibt eine viel grundsätzlichere und tiefere Kritik.

Viele sehen heute sehr klar und mit Schrecken die Gefahren der „liberalen“ Freiheitsvorstellung, ja leiden selbst an der Heimatlosigkeit und Ungesicherheit und an der Relativierung aller Werte, der Infragestellung jeder Verpflichtung. Der Ausweg wird dann in der Bindung gesucht. Daher die Anziehungskraft vieler Sekten, darin steckt die Wahrheit der starken konservativen Kräfte in Kirche und Welt, daher der Reiz auch des Islam. Bei ihm gibt es noch die Einheit von religiöser, politischer und privater Welt, die in Europa seit den Religionskriegen und der Aufklärung zerbrochen ist. Die große Gefahr ist hier allerdings, daß eine Bindung gesucht und angeboten wird, die die persönliche Verantwortung und Freiheit aufgibt. Der einzelne wird unwichtig. Er ist nur Rädchen im Getriebe. Wir aus dem Osten haben eine solche Form der Einheit und Bindung eigentlich gerade hinter uns. Der Sozialismus war der Versuch, eine geschlossene und heile Welt künstlich zu errichten, wie es auch der Nationalsozialismus war. Beide sind aus der Kritik an der Moderne und ihrem Liberalismus hervorgegangen. Aber genau in der Durchsetzung der Einheit von oben liegt der Fehler. Weder Kultur noch Glaube noch wirkliche Gefolgschaft können erzwungen werden. Sie sind nur aus eigener freier Entscheidung möglich. Ich hoffe, daß auch in Rom die Angst vor dem Pluralismus nicht so sehr zunimmt, daß dieser Zusammenhang nicht mehr gesehen wird. Die Extreme und die Versuchung dieser Angst vor der Freiheit liegen in Terror und Unterdrückung. Sie beruhen auf einem falschen Verhältnis zur Wahrheit. Es wird von den Führern meist angenommen, sie seien im Besitz der Wahrheit und darum dürften sie diese

auch durchsetzen. Die Führung glaubt besser als der einzelne zu wissen, was ihm gut tut, darum schreibt sie vor, was der einzelne tun soll. Die Führung ist (je älter sie wird) fest von der Verderbtheit der Untergebenen, besonders der Jugend überzeugt, aus diesem Mißtrauen erwächst so ein alles Leben auszehrender Krebs wie die Stasi. Die Einheit der Gesellschaft (und auch der Kirche) kann aber nicht erzwungen werden. Sie kann nur beruhen auf dem frei gewollten Konsens und der freiwilligen Annahme von Grundwerten in der Bindung an eine Verfassung. Daher ist die Fragestellung des Fundamentalismus richtig und wichtig, aber die Antwort ist falsch. Gehorsam und Freiheit schließen sich nicht aus, sondern nach christlicher Auffassung ist Gehorsam nur in Freiheit und bleibender Verantwortung für das eigene Tun möglich. Ich bleibe auch als Gehorchender für das, was ich im Gehorsam tue, selbst verantwortlich! Das gilt für den Soldaten wie für den Ordensmann, der vollkommenen Gehorsam gelobt hat.

Diese Beschreibung hat gezeigt, daß eine Abschaffung der Freiheit durch den heutigen links- bzw. rechtsextremen Radikalismus oder durch religiösen Fanatismus und Fundamentalismus ausweglos ist. Was uns not tut, ist darum:

3. Eine philosophische Besinnung auf die Freiheit

Jeder, der in eine sozialistische Schule gegangen ist, kennt die marxistische (von Hegel herkommende) Definition: „Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit“. Sie ist trotz ihrem zynischen Mißbrauch in der Vergangenheit richtig. Freiheit entspringt aus der Einsicht in die Notwendigkeit. Anders formuliert, die Einsicht in die notwendig wirkenden Naturgesetze, denen auch ich unterliege, gibt mir die Möglichkeit, sie anzuwenden. Ich kann sie anwenden, weil ich mich auf sie, auf ihr notwendiges Wirken verlassen kann. Die Anwendung der verstandenen Notwendigkeiten macht mich frei. Also gerade die Einsicht in das unerbittliche Gesetz der Schwerkraft (und einiger anderer Gesetze) gibt mir die Freiheit zum Fliegen: „Über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein ...“

Es wird hier zugleich etwas sichtbar, was uns bei der Erläuterung dieser Definition immer verschwiegen wurde. Die Einsichtsfähigkeit hebt den Menschen zugleich aus dem Reich der Notwendigkeiten heraus, in dem er selbst wohnt. Denn ich verstehe die Notwendigkeiten, sehe sie ein im Sinne von hineinsehen. Das heißt, ich stehe schon, um im Bilde zu bleiben, durch meine Einsicht über dem Reich der Notwendigkeit. Das

Reich der Freiheit ist eben nicht das Reich der Notwendigkeit. Notwendigkeit und Freiheit stehen deshalb nicht in einem direkten Gegensatz. Ich kann eben, wie erläutert, frei sein, obwohl ich allen Naturgesetzen unterliege.

Es macht allerdings die Enge des marxistischen Freiheitsverständnisses aus, daß es Freiheit nur in der Beziehung zur Notwendigkeit, d. h. zum Bereich der Naturgesetze und der nach marxistischer Vorstellung ebenfalls notwendig wirkenden Gesellschaftsgesetze definiert. Innerhalb des Spielraums der Notwendigkeiten bin ich frei und ich überrage den Bereich der Notwendigkeit. Ich kann mit ihm spielen.

Ich komme von daher zu einem tieferen Verständnis der Freiheit. Nämlich dazu, Freiheit in der Fähigkeit zur Distanznahme, in der Fähigkeit zum Abstandnehmen zu sehen. Der Mensch ist in der Lage, zu allen Dingen und auch zu sich selbst in ein solches sich distanzierendes Verhältnis zu treten. Das ist die Fähigkeit zur Reflexion, die Fähigkeit, sich auf sich selbst oder auf das von mir Getane zurückzubiegen, zurückzuwenden (lat.: reflecto). Ich kann das unter einer anderen Hinsicht und mit einem anderen Bild auch die Fähigkeit zur Transzendenz nennen. Pascal hat gesagt: Der Mensch übersteigt (transzendiert) den Menschen um ein Unendliches. Ich kann auch den Grundansatz der Anthropologie von Helmuth Plessner nehmen, der als das Wesen des Menschen seine Exzentrizität bezeichnet: Der Mensch ist ein Aktzentrum und er hat es zugleich, d. h. er weiß darum. Er kann sich selbst zuschauen. Er kann reflektieren und er kann sich (mit etwas, jemandem) identifizieren. Das was kein Tier kann: der Mensch kann aus sich herausgehen und beim anderen sein. Das Tier kann alles nur (ego)zentrisch auf sich beziehen unter den beiden Gesichtspunkten der Selbst- und Arterhaltung. Der Mensch kann das Gegenüber verstehen, wie es in sich selbst ist, und als solches gelten lassen und von sich selbst absehen. Darin liegt die Sachlichkeit des Menschen begründet. Das meint die „Objektivität“: ich sehe von mir ab und versetze mich in den anderen. Gerade darin liegt die Vernunftfähigkeit und damit auch unsere Fähigkeit zu Freiheit begründet.

Die beiden eben vorgestellten Freiheitsbegriffe: Freiheit als Einsicht in die Naturnotwendigkeit und Freiheit aus der Fähigkeit zur Distanznahme, zur Objektivität, kommen darin überein, daß sie die Vernunftfähigkeit und die Einsichtsfähigkeit des Menschen mit seiner Freiheit in Beziehung setzen. Frei handeln kann ich nur, wenn ich vernünftig handle. Vernunft ist es, die den Menschen frei macht. Darum ist eben die Willkür und nicht die Notwendigkeit das Gegenteil von Freiheit. Willkür ist Handeln ohne die Rechenschaft vor der Vernunft. Ist Handeln, das sich keine gewissenhafte Rechenschaft darüber gibt, woraus es entspringt und wo-

hin es führt. Von der großen europäischen Tradition, Freiheit und Vernunft zu verknüpfen, weicht das gegenwärtige durchschnittliche Verständnis von Freiheit, zu tun, was ich will, die Willkürfreiheit ab. Autonomie bedeutet eben nicht einfach nur machen, was ich will, sondern bedeutet Selbstgesetzlichkeit, d. h. ich unterwerfe mich einem Gesetz, das ich mir aus eigener Einsicht, aus Vernunft setze. Immanuel Kant hat das so formuliert: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“ (Kritik der praktischen Vernunft, 1. Teil, 1. Buch, § 7). Leichter verständlich: Handle so, daß Du guten Gewissens wünschen kannst, jeder andere Mensch würde auch so handeln. Nochmal anders in der Menschheitserfahrung der Goldenen Regel der Bibel ausgedrückt: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ (Mt 7, 12; Lk 6, 31).

Wir müssen aber noch weiter fragen: Woraus entspringt diese Fähigkeit zur Transzendenz, zur Distanznahme und zum Verstehen des Gegenüber? Sie entspringt nicht aus der Begegnung mit den Dingen, mit den Objekten (so verstehen wir ja meist Objektivität falsch), sondern sie entspringt aus der Begegnung mit dem Subjekt, mit dem anderen Du. Das Personsein des Menschen entspringt aus der Begegnung mit anderen Personen. Ich werde zum Ich, ich werde mir meines Ich-Seins bewußt dadurch, daß eine andere Person mich als Du anspricht. Das beginnt sehr früh, bereits im Säuglings- und Kindesalter. Interessanterweise ist es gerade die Trotzphase, in der sich das Kind bewußt wird, daß es ein eigenes Wesen mit eigenem Willen ist. Da erst beginnt es Ich zu sagen und Ich und Du klar zu unterscheiden. Vorher redet das Kind von sich selbst in der dritten Person. Es sieht sich selbst in der Perspektive der Eltern, die es mit seinem Namen anreden.

Nun erst gelange ich zum eigentlichen Raum der Freiheit: Der Raum der Freiheit ist der interpersonale Raum; verkürzt gesagt (weil die Person Gottes hier nicht genannt ist): der zwischenmenschliche Raum. Ich werde und bin so frei, wie meine Mitmenschen mich frei geben und mir Freiheit einräumen, wie auch ich andern einen Raum der Freiheit zugestehe. Hier wird offenbar, daß Gemeinschaft und Freiheit sich nicht ausschließen, sondern bedingen. Liebe, also engste Bindung an eine Person macht nicht unfrei, sondern erst eigentlich frei. Wer liebt und wer geliebt wird, bei dem entfalten sich die Fähigkeiten, der wird bechwingt, der wird kreativ und phantasievoll: eben er wird mehr er selbst. Wer nicht geliebt wird, bei dem verkümmert die Freiheit. Jeder hat solche Erfahrungen schon gemacht, eine Gemeinschaft erlebt, in der er sich gehemmt fühlte, weil er nicht recht angenommen war oder umgekehrt, konnte er glücklich aus sich herausgehen, weil die Umgebung dazu ermuntert hat.

Hier wird sichtbar, daß Gehorsam und Freiheit, Freiheit und Bindung, Freiheit und Gemeinschaft keine Gegensätze sind, sondern daß da ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis herrscht. Damit sind wir auch beim ältesten Verständnis von Freiheit angelangt. Es ist ein politisches und geht von der Freiheit aus, die mir gewährt wird: als Vollbürger über die Geschicke der Polis mitzubestimmen. Oder vorher noch aus dem Sklaven- oder Kinderstatus entlassen zu werden (Emanzipation).

Das Stichwort, das mir die Geisteshaltung der Freiheit am besten beschreibt, ist: den anderen sein lassen. Sein lassen zuerst in dem Sinne: ihm das Dasein gönnen und wünschen, Freude am Dasein des anderen haben. Erst dann kann sich Menschsein entfalten. Aber dann auch sein lassen im Sinne von gehen lassen, also nicht immer am anderen herumkorrigieren und herumerziehen, nicht immer nur normieren und kontrollieren, sondern leben im grundsätzlichen Vertrauen auf die Güte des anderen. Dieses Vertrauen ruft, lockt nämlich die Güte des anderen auch hervor. Das gilt für alle Arten des Zusammenlebens: in der Familie, im Kloster, in der Kirche, im Staat. Überall entfaltet sich Menschsein erst dann, wenn es sein gelassen wird, wenn es frei gegeben wird und wenn ein grundsätzliches Vertrauen da ist.

Freilich, und das wurde ja schon mitgesagt, ist der interpersonale, der gesellschaftliche und politische Raum zugleich auch der Ort der erlittenen Unfreiheit. Das haben wir ja so schmerzvoll erlebt. Deshalb kommt es darauf an, so weit als möglich die Freiheit auch zu institutionalisieren. Also menschliche Gemeinschaft so zu organisieren, daß Freiheit erhalten bleibt. Das ist der Ansatz zur positiven Auseinandersetzung mit der heutigen Institutionenproblematik, die Hegel unter dem Stichwort „konkrete Freiheit“ behandelt hat. Der Ursprung der modernen Staatsverfassungen in der amerikanischen Revolution sagt das ausdrücklich: die menschliche Gemeinschaft, die menschlichen Institutionen von der Familie, über alle möglichen Vereinigungen bis hin zum Staat sind dazu da, menschlicher Freiheit einen Ort, einen Daseinsraum, einen Wirkungsraum zu garantieren, nicht diese Freiheit einzuengen oder zu beherrschen. Daran ist der Staat zu messen, zu kritisieren und gegebenenfalls zu verändern (aber auch mein Verhalten als Vater oder Mutter). Darum ist der erste Grundsatz institutionalisierter Freiheit die Teilung und Kontrolle der Macht. Auch sind Gesetze, entgegen einem weitverbreiteten Mißverständnis, nicht dazu da, menschliche Freiheit einzuengen, sondern menschliches Handeln zu ermöglichen: ohne Verkehrsregeln würde der Verkehr heute wohl sofort zusammenbrechen. Dabei ist Freiheit (wie die menschlichen Grundrechte überhaupt) nicht etwas, worüber der Staat verfügen kann, sondern das dem Staat schon vorgegeben ist. Die Freiheit ist mit dem

Menschsein gegeben und wird nicht erst vom Staat verliehen. Das ist der zweite Grundsatz zur Organisation der Freiheit. Sie braucht die Anerkennung eines vorstaatlichen Rechtes. Grundprinzipien, denen sich der Staat und seine Bürger unterstellen. Das Existenzrecht des Staates hängt an dieser Funktion: Leben, Freiheit, Gerechtigkeit innerhalb des Gemeinwesens zu garantieren, nicht aber diese Rechte erst zu gewähren. Hier kommen wir als ehemalige DDR-Bürger aus einer völlig entgegengesetzten Tradition. Die Gesellschaft, die Partei und der Staat wurden als Ursprungsort der Menschenrechte angesehen. Der Staat (die Partei) gewährt diese Rechte, wem er sie gewähren will, und kann sie auch wieder zurückziehen. Das ist falsch und das hat auch immer zu einem gleichgültigen und unreifen Verhältnis gegenüber den Institutionen geführt. Weil ich nichts zu sagen habe, darum ist mir egal, was „die da oben“ machen. Aus dieser staatlich verordneten Verantwortungslosigkeit ist die Vernachlässigung des Gemeineigentums hervorgegangen, also der Niedergang vieler Betriebe und ganzer Häuserzeilen und Stadtteile. Andererseits wurde alles, die komplette und vollständige Versorgung, vom Vater Staat erwartet. Nein, die Menschenrechte sind nicht vom Staat gewährte, sondern zu schützende Rechte. Sie mit Leben erfüllen und von ihnen Gebrauch machen muß ich selbst. Diese Rechte sind Rechte, die nach klassischer Auffassung mit der Menschennatur gegeben sind. Sie sind Naturrecht. Die heutige Schwierigkeit vieler mit dieser Naturrechtstradition ist, daß sie immer zur Gottesfrage hinführt.

4. Christliches Freiheitsverständnis: Freiheit aus Entschiedenheit

Damit sind wir an dem Punkt, wo wir vielleicht am meisten umdenken müssen. Daß nach christlicher Überzeugung der unendlich freie und souveräne Gott die endliche menschliche Freiheit will, bejaht, trägt und ermöglicht, das prägt wohl nicht gerade das christliche Bewußtsein und auch nicht das Bild, das sich die Umwelt von den Christen macht. Und doch begegnet uns die Erfahrung der Freiheit und Befreiung auf allen Seiten des Neuen Testaments und macht bis heute die Faszination der Gestalt Jesu aus, wie sie uns die Evangelien schildern. Hier haben eine falsche Allmachts- und Prädestinationsvorstellung innerhalb von Theologie und Frömmigkeit sowie der Widerstand der Kirchen gegen die Freiheitsideale der Neuzeit zu lange eine andere Sprache gesprochen. Erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) hat die katholische Kirche die modernen Menschenrechte in ihrem ganzen Umfang, wozu auch die Religionsfreiheit gehört, angenommen. Um so wichtiger und

hilfreicher wäre es, von hier her einen Ansatz für das Christsein in einer pluralistischen Gesellschaft zu gewinnen. Der oben genannte Grundsatz, daß Gottes absolute Freiheit Grund der endlichen Freiheit des Menschen und der relativen Autonomie der Schöpfung ist, lautet in der zu wenig beachteten Formulierung des Konzils: „Wenn auch derselbe Gott Schöpfer und Erlöser ist, Herr der Profangeschichte und der Heilsgeschichte, so wird doch in ebendieser göttlichen Ordnung die richtige Autonomie der Schöpfung und besonders des Menschen nicht nur nicht aufgehoben, sondern vielmehr in ihre eigene Würde eingesetzt und in ihr befestigt“ (Gaudium et spes 41, vgl. dazu die Untersuchung des Autors: Thomas Gertler, *Jesus Christus – die Antwort der Kirche auf die Frage nach dem Menschsein. Eine Untersuchung zu Funktion und Inhalt der Christologie im ersten Teil der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“*, Leipzig 1986, 300–309). Hier greift das Konzil auf die großen christologischen Kämpfe der alten Kirche zurück. Im Ringen um das volle und ganze Menschsein Jesu war es letztlich um diese Frage gegangen und hatte Maximus Confessor das Prinzip aufgestellt, daß die Gemeinschaft von Gott und Mensch, die ja in Jesus ihre höchste Verwirklichung findet, Freiheit und Eigensein des Menschen nicht aufhebt, sondern erst wirklich vollendet. Hierin gründet sich dann der Satz des Konzils: „Wer Christus, dem vollkommenen Menschen folgt, wird auch selbst mehr Mensch“ (Gaudium et spes 41). Welche Konsequenzen ergeben sich für uns daraus?

a) Zum Verhältnis endliche Freiheit des Menschen und unendliche Freiheit Gottes: Daß unsere Freiheit endlich und begrenzt ist, heißt nicht nur negativ, daß wir nicht alles können, sondern auch positiv, ich muß nicht alles können. Ich muß nicht wie Gott sein wollen, sondern ich darf meine Endlichkeit auch annehmen als meine Geschöpflichkeit und damit Gott als meinen Schöpfer anerkennen. Und das heißt wiederum: es gibt für uns letztlich nur einen absoluten Wert: das ist Gott allein und alles andere ist relativ zu ihm. „Deus solo basta, Gott allein genügt“, sagt Theresia von Avila mit dem Akzent auf Gott – nicht auf dem allein, wie wir meist falsch betonen! – allein Gott kann die unendliche Sehnsucht des Menschen stillen und kein Geschöpf.

b) Das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen ist nicht als Konkurrenz zu denken, wie das Sartre getan hat, der meinte, wenn es Gott wirklich gibt, dann kann es neben dieser allmächtigen Freiheit keine Freiheit des Menschen geben. Dann gibt es nur Marionetten. Dagegen sagt unsere christliche Erfahrung: ich kann nur wahrhaft frei sein mit Gott und nicht gegen Gott. Denn Gott, der uns aus Liebe ins Dasein gerufen hat, ist der, der uns sein läßt. Der einzige, der menschliche Freiheit bis zur Unverständlichkeit (nämlich des Bösen) ernst nimmt, ist ihr Schöpfer. Das hat

die Christenheit leider lange vergessen. Sie hatte oft ein mechanistisches, rechnerisches, angstvoll unter allmächtiger Kontrolle sich fühlendes Gottesverhältnis. Viele haben es noch. Hier kann der Blick auf Jesus, besser die Meditation seiner Freiheit mich befreien. Die schon erwähnte, bis heute imponierende Freiheit Jesu, seine Unabhängigkeit von der damals alles kontrollierenden Familie, von den religiösen und politischen Institutionen und Mächten seiner Zeit, sein souveräner Einsatz für die damals (wie heute) verachteten und nichtssagenden, unmündigen Existenzen wie Frauen, Kinder, Arme, Kranke und schuldig Gewordene gründet zuletzt in seiner einmaligen Beziehung zu Gott, den er als (s)einen liebenden Vater den Menschen nahebringt. Von dieser Bindung an den Vater nimmt er die Hierarchie seiner Werte, die Entscheidungskriterien für seinen Einsatz. Diese Entschiedenheit für den Willen des Vaters macht ihn frei.

c) Die Freiheit der Christen entspringt in der Nachfolge Christi aus der gleichen Quelle. Also aus der Bindung an und aus der Beziehung zu Gott. Wir sind seit der Auferweckung Jesu hineingenommen in Jesu Vaterverhältnis. Das äußert sich in der österlichen Wandlungserfahrung, in dem neuen Geist, der aus angstvoll in sich verschlossenen Jüngern frohe und aus sich herausgehende macht, die unmöglich schweigen können von dem, was sie gesehen und gehört haben (Joh 21, 19–21; Apg 4, 20). Diese neue Freiheit aus der Versöhnung enthält wie bei Jesus das Ja und das Nein. Sie enthält die Entschiedenheit, also Scheidung, Abschied von und Nein zu dem Größenwahn des Gotteskomplexes. Klassischerweise in der Taufe als Absage an das Böse formuliert. Und sie enthält die Entschlossenheit, also Aufgeschlossenheit, Offenheit und das Ja zu Gott, dem Vater Jesu Christi und zu seinen Entscheidungen und *Entschließungen*, die sich im Engagement Jesu zeigen. Klassischerweise in der Taufe als Zusage zum Glauben ausgesprochen. Konkret sollte sich heute darum diese Freiheit der Christen darin zeigen, daß sie sich aus dieser Bindung an Gott allein die Freiheit gegenüber den Ansprüchen und „Sachzwängen“ von religiösen und politischen Institutionen bewahren. Ich muß als Glaubender vor keinem Menschen und keiner Macht Angst haben. Das bedeutet nicht, daß ich die Angst einfach los werde, aber die Angst muß nicht das letzte Wort haben. Ich werde frei, meinem Gewissen zu folgen. Aber ebenso werde ich frei zur Bindung. Ich darf und kann mich konkret entscheiden für einen Menschen, für eine Aufgabe, für eine Institution, ohne Angst haben zu müssen, daß ich dadurch meine Freiheit verliere.

d) Das Hauptproblem heute ist die Entscheidung auf Dauer. In allen Formen menschlichen Zusammenlebens ist das gegenwärtig die größte Schwierigkeit. Dafür sehe ich keine einfache Lösung. Nur zwei Überlegungen dazu. Unsere heutige Gesellschaft ist durch ihre Mobilität sowie

durch die Individualisierung und Privatisierung sämtlicher Formen menschlichen Zusammenlebens den dauerhaften Bindungen eher feindlich. Die Dauerhaftigkeit wird gesellschaftlich nicht unbedingt unterstützt und getragen (auch nicht kontrolliert), sondern höchstens geduldet. Das macht es allen kirchlichen Lebensformen schwer, die auf diese Dauer angelegt sind: Ehe, Ordensleben, Priestertum. Wir müssen darum als Kirche eine Doppelstrategie verfolgen und überlegen, welche von diesen kirchlichen Lebensformen von ihrem Wesen her lebenslang sind. (Wenigstens beim Ordensleben sind zeitliche Engagements ja denkbar, wenn sie auch keine echte Tradition haben, wie im Mönchsleben des asiatischen Raumes. Denn unsere zeitlichen Gelübde sind ja auf die ewigen hin angelegt.) Andererseits aber muß nachgedacht werden, wieviel an Beschleunigung und dauerndem Wandel denn dem Menschsein zuträglich ist. Und ob die wichtigere Herausforderung und der größere Dienst der Kirche nicht im Widerstand gegen Funktionalisierung und Ausrichtung des menschlichen Zusammenlebens auf Arbeit, Karriere, Wirtschaft läge. Physische und psychische Gesundheit der kommenden Generation hängen davon ab, ob die gegenwärtige Generation der künftigen einen Raum der Geborgenheit und zuverlässigen Treue gewährt, in dem ein Urvertrauen wachsen kann. Daß dieses Urvertrauen schon tief geschädigt ist, ist Grund und Folge der Kette von Ehescheidung und Bindungsunfähigkeit. Ich bin der Meinung, daß Probleme mit Priestertum und Ordensleben die gleichen Ursachen wie die Krise der Ehe haben. Wir leben diese Lebensformen nicht außerhalb der konkreten Welt. Hier muß nachgedacht, meditiert und geforscht werden. Es kann aufgegeben werden, was aus früheren und überlebten Gesellschaftsmodellen stammt, aber es muß weiter, auch unter erschwerten Bedingungen gelebt werden, was zum eschatologischen Zeugnis der Kirche gehört, was Widerspiegelung der reuelosen Treue Gottes zum Menschen ist. Denn darin liegt dann auch unser fruchtbarster Dienst an der Gesellschaft. Liegt in dieser Frage der Bindung auf Dauer nicht doch ein christliches Proprium? Bindung auf Dauer ist nur möglich, wenn nicht der einzelne als einzelner sich selbst der höchste Wert ist, wenn also dann im Konfliktfall, wenn Selbstverwirklichung gegen Ansprüche des Partners oder der Familie steht, nicht notwendig die Selbstverwirklichung gewählt werden muß. Es ist leicht einzusehen, daß die Welt von Menschen lebt, die nicht ihre persönliche Selbstverwirklichung an die erste und wichtigste Stelle gesetzt haben. Das kann aber nur dann der Fall sein, wenn ich nicht eine letzte Angst um mich selbst haben muß. Wenn ich darauf vertrauen kann, daß auch in einer Situation, in der ich drauf zahle, oder aufs Kreuz gelegt werde (im wahren Sinne des Wortes), noch mit meiner Liebe und meinem Einsatz

nicht im Nichts, sondern in der Hand Gottes ende, die mich zum Leben führt. Damit stoßen wir auf den Lebenseinsatz Jesu, auf seine Entschiedenheit für Gott, die zur Entscheidung für die Menschen führt. Diese Art der Argumentation ist aber nur dann nicht ideologisch, wenn sie nicht zur Entschuldigung der Feigheit und Trägheit der Institutionen dient, auch anscheinend Unumstößliches und „Heiliges“ von der Freiheit Christi her in Frage zu stellen und wenn nötig zu ändern.

Wonach ich mich sehne in unserer Kirche, ist Mut zur Freiheit. Daß wir die gewonnene und gewählte Freiheit annehmen und bejahen und vor allem daß wir sie christlich leben, also aus der Bindung an den Freiheitswillen Gottes, in der Nachfolge des freien und befreienden Jesus. Es gibt in unserer nun im Umbruch befindlichen Welt so viele Möglichkeiten. Warum werden sie so wenig ergriffen? Sind wir blind, weil wir zu sehr an Vorgegebenheiten gebunden sind? Sind wir Christen viel zu konservativ? Viel zu unbeweglich? Viel zu vorsichtig, ängstlich und das heißt ungläubig? Haben wir etwas vom Blick Jesu auf seine Zeit und die Situation der Menschen damals? Ich wünsche mir sehr, daß wir Christen besser mit der Freiheit umgehen können, daß wir freier sind, als jene, die eine Freiheit ohne Bindung oder eine Bindung ohne Freiheit anstreben. Wir brauchen keine Angst zu haben vor der „freien Welt“. Wir können viel freier sein als andere in der pluralistischen Welt. Gott sei Dank!

Sinnspuren des Lebens

Der Beitrag der Religion zur Deutung des Daseins

Otto Betz, Thannhausen

Als eine Tageszeitung kürzlich eine Reihe von Wissenschaftlern und Politikern befragte, inwiefern sie einen Zusammenhang zwischen ihrer beruflichen Tätigkeit und der Sinnerfahrung ihres Lebens sähen, antwortete *Hans Zacher*, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft in München: „Der Sinn des Lebens? Vielleicht dies: den Entwurf zu entdecken; ihm gerecht zu werden; Verantwortung zu tragen in der Freiheit, die er läßt. Den Entwurf der Dinge, des Lebendigen, der Menschen, ihres Zueinander, der Nächsten, meiner selbst. Mit den Sinnen, dem Verstand und dem Herzen. Und so dem näher zu kommen, der hinter allen Entwürfen ist.“ –